

112]

Arbeit

(Nachdruck verboten.)

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
— übersetzt von Leopold Rosenzweig.

So verbrachte Lucas den Abend seines Lebens, sehr alt, sehr groß, sehr schön, umgeben von der Liebe dieser drei alten, schönen, großen Frauen. Er war gesund und stark geblieben, die Last seiner fünfundsachtzig Jahre hatte seine hohe Gestalt nicht gebeugt. Nur die Beine verlagten ihm den Dienst, wie um ihn jetzt, da seine Stadt vollendet war, als glücklichen Zuschauer an das Fenster zu bannen. Ueber seiner hohen Stirn war die unverminderte Glatze seiner Haare erblickt und umgab seinen Kopf mit der üppigen weißen Mähne eines greisen Löwen. Und seine letzten Tage waren durchleuchtet und durchduftet von der hingebungsvollen Zärtlichkeit, mit der ihn Josine, Coeurette und Suzanne umgaben. Er hatte sie alle drei geliebt, er liebte sie alle drei mit der umfassenden Liebe, aus der sich so viel Zeugungskraft, so viel Brüderlichkeit, so viel Güte ergossen, die einem Strom gleich, in welchem das Leben mit allen seinen Leidenschaften rollte, einem gewaltigen Fluß, aus welchem alle Herzen trinken konnten.

Aber es kam die Zeit, wo Anzeichen zu Tage traten, daß Lucas sich dem Ende seiner Tage näherte. Gleich Jordan sollte er sterben, nun, da sein Werk vollbracht war. Eine Schläfrigkeit senkte sich auf ihn herab, ein langsames Niedersinken wohlverdienter Ruhe, der er mit heiterer Seele entgegenharrte. Fröhlich sah er den Tod herankommen, er wußte, daß er notwendig, daß er süß sei, er bedurfte keiner Versprechung eines Himmelreichs, um ihn festen Herzens zu empfangen. Der Himmel war nun auf Erden errichtet; indem so viel Wahrheit und Gerechtigkeit als möglich zur Herrschaft gelangten, wurde das Ideal verwirklicht, alles menschliche Glück erlangen. Jedes Wesen bleibt unsterblich in den Wesen, die aus ihm geboren sind, der Strom der Liebe schwillt immerzu, wälzt sich in die Ewigkeit fort und sichert die Unsterblichkeit allen denen, die gelebt, geliebt, gezeugt haben. Lucas wußte, daß er nach seinem Tode immer wieder aufstehen würde in den zahllosen Menschen, deren freieres, glückliches Dasein er erstrebt und begründet hatte. Darin lag die einzige und schönste Gewißheit eines ewigen Lebens, und sie erfüllte ihn mit köstlichem Frieden. Er hatte die Menschen unendlich geliebt, hatte sein Dasein darauf gewendet; ihr Los zu erleichtern, und er fand seine Belohnung und seine Seligkeit darin, in ihnen zu entschlafen, in immer glücklicheren künftigen Generationen den Segen seines Wertes mitzugeben.

Josine, Coeurette und Suzanne sahen wohl mit Wangen, daß er allmählich einschlummerte, aber sie wollten gleichwohl nicht traurig sein. Jeden Morgen öffneten sie weit die Fenster, damit die wohlthätige Sonne ungehemmt hereinströmen könne, jeden Morgen schmückten und durchdufteten sie das Zimmer mit Blumen, den Sinnbildern der Jugend. Vor allem aber, da sie wußten, wie Lucas die Kinder liebte, umgaben sie ihn täglich und stündlich mit einer Schar fröhlicher Knaben und Mädchen, deren blonde und braune Köpfe ebenfalls Blumen glichen, die im Erblühen begriffen waren, die die Kraft und Schönheit der künftigen Jahre in sich bargen. Und Lucas blickte mit zärtlichem Lächeln auf die um seinen Sessel tollende kleine Welt und folgte heiteren Herzens ihren kindlichen Spielen, beglückt, daß er inmitten so reiner Freude, inmitten so blühender Hoffnung von ihnen gehen sollte.

Au dem Tage nun, da der gerechte, der gute Tod um die Abenddämmerung kommen sollte, versammelten die drei Frauen, die seine Annäherung in dem lichten Schimmer der Augen des großen Greises sahen, seine Enkelkinder um ihn her, die ganz Kleinen, deren Gesichter den letzten Augenblick am meisten mit Jugendblüte und Zukunftshoffnung verschönern würden. Und die Kleinen brachten andre Kleine mit und auch Größere, die Nachkommen der Arbeiter, deren gemeinsame Anstrengung damals die Erziehung begründet hatte. Es bot einen wundervollen Anblick, dieses von Sonnenlicht, Blumen und Kindern erfüllte Zimmer, und mitten unter den

Kindern der greise Held, der weismähnige Löwe, der sich für jedes Einzelne von ihnen interessierte, jedes erkannte und mit Namen nannte.

Ein großer Junge von achtzehn Jahren, François, Sohn von Hippolyte Vitaine und Laure Fauchard, stand da und sah ihn an, bemüht, die Thränen zurückzudrängen, die in seinen Augen standen. Lucas rief ihn zu sich.

„Komm her und gieb mir die Hand, mein schöner François. Du darfst nicht traurig sein, Du siehst, wie fröhlich wir alle sind. Du bist wieder größer geworden, aus Dir wird einmal ein prächtiger Liebhaber werden. Sei brav, mein Sohn, und werde ein wackerer Mann!“

Hierauf sprach er zwei fünfzehnjährige Mädchen an, Amélie, Tochter von Alexandre Feuillat und Clémentine Burron, und Simonne, Tochter von Adolphe Laboque und Germaine Yvonnot.

„Ah, Ihr seid lustig, meine schönen Kinder, und Ihr habt recht. Kommt her, daß ich Euch auf Eure frühlingssrischen Wangen küsse, und seid mir immer fröhlich und schön, darin liegt das Glück.“

Dann befaßte er sich nur noch mit den Söhnen, deren Zahl sich unaufhörlich vermehrte. Zwei seiner Enkelkinder waren da, ein Mädchen von achtzehn Jahren, Alice, Tochter von Charles Froment und Claudine Bonnaire, und ein Junge von sechzehn, Richard, Sohn von Jules Froment und Céline Lesfant. Es waren nur diese Jüngsten berufen worden, denn alle verheirateten Enkel mit ihren Frauen und Kindern hätten in dem Zimmer nicht Platz gefunden. Lucas rief mit zärtlichem Lächeln Alice und Richard zu sich heran.

„Meine blonde Alice, Du bist nun heiratsfähig, wähle Dir einen jungen Mann, der gesund und fröhlich ist wie Du. Ah, Du hast nicht erst meinen Rat abgewartet, wie? Um so besser? Liebet Euch treu und habet Kinder, die fröhlich und gesund sind wie Ihr! — Und Du, Richard, mein Junge, Du kommst nun in eine Schuhmacherverkstatt in die Lehre, und außerdem liebst Du die Musik, wie ich weiß. Arbeite und singe, sei fleißig und genial!“

Da liesen vier ganz Kleine auf einmal herbei und versuchten, seine Knie zu erklettern. Es waren drei Knaben und ein Mädchen, alle vier seine Urenkel. Er nahm zuerst den ältesten, Georges, sieben Jahre alt, Sohn von Maurice Morfain und Berthe Jollivet, die Cousin und Cousine waren, er Sohn von Raymond Morfain und Thérèse Froment, sie Tochter von André Jollivet und Pauline Froment.

„Komm her, mein kleiner Georges, Enkel meiner beiden Töchter, meiner schwarzen Thérèse und meiner blonden Pauline! Deine Augen waren so wie die meiner Pauline, und mir werden sie so wie die meiner Thérèse. Und Dein rotes, lachendes Mäulchen, von wem ist es, von meiner Thérèse oder meiner Pauline? Küsse mich fest, recht fest, mein kleiner Georges, damit Du noch lange, lange an mich zurückdenkst.“

Dann kam die Reihe an den kaum fünfjährigen Grégoire Bonnaire. Er war der Sohn von Félicien Bonnaire und Helene Jollivet, jener ein Sohn von Séverin Bonnaire und Léonie Gourier, diese eine Tochter von André Jollivet und Pauline Froment.

„Wieder ein kleiner Abkömmling meiner Pauline! Nicht wahr, Grégoire, Großmama Pauline ist eine gute Großmama und hat die Hände immer voll guter Sachen? Und mich, den Urgroßpapa, mich hast Du recht lieb, nicht wahr, mein Grégoire, und wirst immer brav und gut sein, wenn Du an mich denkst? Küß mich fest, recht fest!“

Endlich nahm er die letzten, Clément und Luce, Bruder und Schwester, zugleich auf beide Kniee. Clément war fünf, Luce zwei Jahre alt. Sie waren die Kinder von Ludovic Boisgelin und Mariette Froment. Ihre rosigen Gesichter erweckten eine Flut von Erinnerungen: Ludovic, Sohn von Paul Boisgelin und Antoinette Bonnaire, Mariette, Tochter von Hilaire Froment und von Colette, der reizenden, der ältesten Tochter Kanets und Rifés! Die Familien Delaveau, Boisgelin, Bonnaire vermischte mit den Froment blühten neu auf unter ihren reinen Stirnen, die von seidigen Locken umgeben waren.

„Komm her, mein süßer Clément, meine süße Luce, meine kleinen Lieblinge. Wenn Ihr wüßtet, was ich in Euren

glänzenden Augen sehe, was ich da drinnen lese! . . . Du, mein kleiner Clément, Du bist schon sehr stark und sehr brav, ich weiß alles von Deinem Großvater Hilaire, der sich sehr darüber freut, daß Du immer lachst. Und Du, meine kleine Luce, Du bist noch so klein, kannst kaum noch sprechen, bist aber doch schon ein braves, gutes Mädchen, denn Du weinst nie und streckst immer lustig Deine Händchen der lieben Sonne entgegen. Auch ihr müßt mich küssen, meine schönen süßen Kinder, das Beste, was von mir da bleibt, meine Kraft und meine Hoffnung!"

Die andern waren auch herangekommen, und er hätte mögen zwanzig Arme haben, um sie alle nehmen und an sein Herz drücken zu können. Ihnen vertraute er die Zukunft an, ihnen vermachte er sein Werk, als den frischen Kräften, die es immerfort erneuern und erweitern sollten. Immer hatte er seine Zuversicht auf die Kinder, auf die künftigen Generationen gesetzt, daß sie das Werk des allgemeinen Glückes vollenden würden. Und diesen geliebten Kindern, die seinem Blute entstammten, die ihn so fröhlich und zärtlich umdrängten, welches Vermächtnis an Gerechtigkeit, Wahrheit und Güte hinterließ er ihnen, mit welcher Begeisterung gab er ihnen die Verwirklichung seines Ideals einer vollkommenen freien und glücklichen Menschheit anheim!

„Geht, geht, meine geliebten Kinder! Seid brav, seid gerecht und gut. Erinnert Euch daran, daß ihr mich heute alle geküßt habt, denkt meiner immer in Liebe und liebet Euch immer untereinander! Ihr werdet eines Tages wissend werden, werdet thun, was wir gethan haben, und Eure Kinder werden thun, was Ihr gethan habt, viel arbeiten, viel lieben, viel leben. Einstweilen aber geht und spielt, geliebte Kinder, seid froh, lustig und gesund!"

Josine, Coeurette und Suzanne wollte nun die lärmende Schar verabschieden, da sie sahen, daß Lucas allmählich schwächer wurde. Aber er wollte es nicht haben, er wollte die Kinder in seiner Nähe behalten, um mitten in ihrer lauten, lachenden Lustigkeit sanft zu entschlummern. Sie einigten sich schließlich dahin, daß die Kinder unten im Garten bei seinem Fenster spielen sollten. Da konnte er sie sehen, konnte sie hören und sein Herz an ihnen erfreuen bis zum letzten Augenblick.

Die Sonne sank am Himmel, eine r'achtige Sommersonne, unter deren Strahlen die ganze Stadt erglänzte. Das Zimmer war erfüllt von leuchtendem Gold, wie von einem Glorienschein, und Lucas saß von dieser Pracht umflutet in seinem Sessel und blickte lange schweigend auf den weiten Horizont. Ein tiefer Friede breitete sich aus, Josine und Coeurette hatten ihre Arme zu beiden Seiten auf die Lehne des Sessels gestützt, während Suzanne sitzend ebenfalls träumerisch weit hinausblickte. Da begann Lucas mit langsamer, gleichsam allmählich sich entfernender Stimme zu sprechen.

„Ja, da liegt sie, unsre liebe Stadt, unser verjüngtes Beauclair, und ihre Dächer und hellen Fenster glänzen in der Abendsonne. Und die benachbarten Städte Brias, Magnolles, Formeries, Saint-Cron haben dem mächtigen Zug unsres Beispiels nicht widerstehen können, auch sie haben sich verjüngt und sind glückliche und freie Gemeinwesen geworden. Aber jenseits dieses weiten Horizonts, dort hinter den Wällen des Monts Bleues und dort über die Fläche der Roumagne hinaus, wie steht es in der weiten Welt, wo halten die Länder und Völker in ihrem schweren Kampfe, auf dem langen, qualvollen Wege zum Reich des Glücks?"

Wieder schwie er, in Gedanken verloren. Er wußte wohl, daß die Evolution sich überall, mit von Tag zu Tag sich steigender Gewalt und Schnelligkeit vollzog. Von den Städten hatte sich die Bewegung den Provinzen mitgeteilt, dann dem ganzen Lande, dann den benachbarten Ländern. Es gab keine Grenzen, keine unübersteiglichen Berge, keine trennenden Ozeane mehr, die Befreiung flog mit mächtigen Schwingen von Kontinent zu Kontinent, segte die Regierungen und Religionen hinweg und vereinigte alle Nationen. Aber diese Neugestaltung der Menschheit vollzog sich nicht überall in derselben Art. Während Beauclair, dank dem im Kleinen versuchten, gelungenen Experiment der Association, sich ohne allzu schwere Kämpfe verwandelte und in langsamem Vorschreiten alle Freiheiten eroberte, brachen anderwärts heftige Revolutionen aus, begleitet von Feuersbrünsten und blutigen Mezeleien. Nicht zwei benachbarte Staaten hatten denselben Weg eingeschlagen, auf den verschiedensten Straßen strebten die Völker dem Reiche des Glücks zu, wo sie, endlich in Brüderlichkeit vereint, nur noch eine einzige menschliche Gemeinschaft bilden sollten.

(Schluß folgt.)

Es ist stark ein Menschenalter verfloßen, seit der bedeutende Meister des deutschen Romans, der vor nun 70 Jahren, am 8. September 1831, zu Eichershausen im Braunschweigischen das Licht der Welt erblickte, einem seiner Hauptwerke als Motto die Bürgerlichen Verse vorausschickte:

Erögöhtet Ihr
Nicht lieber Euch am lächerlichen Land
Der Thorheit? Oder an dem heiteren Glück,
Womit am Schluß des drolligen Romans
Die Lieb' ein leichtgennedtes Paar belohnt? —
Vielleicht!

Wenn Wilhelm Raabe heute in seinem Greisenalter des damals ausgesprochenen Zweifels an der Empfänglichkeit unserer sogenannten gebildeten Kreise für formvollendete und gedankenreiche Schöpfungen der Kunstprosa gedenkt, so wird er sich nicht im Unklaren darüber sein, daß an die Stelle jenes „Vielleicht“ ein „Gewiß“ gehört. Alle verspätete Lobpreisung seiner dichterischen Verdienste, die ihm heute zu teil werden mag, kann doch nicht über die unumstößliche Thatsache wegtäuschen, daß das deutsche Bürgertum ihm nicht nur die Werke der weit unter ihm stehenden Freitag und Ebers vorgezogen hat, sondern erst recht solchen dünnflüssigen, gehaltlosen Quark, wie ihn z. B. die „Gartenlauben“-Marlit hervorgebracht. Und wenn man sich erinnert, wie wir es nun zu Beginn des 20. Jahrhunderts so herrlich weit gebracht haben, daß unsre Gebildeten den höheren Bildungsstand der „Berliner Range“ mit Wollust verschlingen, so wird sich kein Einsichtiger Illusionen darüber machen, daß alle Jubiläumsartikel dieser Tage nicht vermögend sein werden, Raabes Werke nachträglich die Verbreitung im lesenden Publikum zu verschaffen, die sie unter der Generation nicht gefunden haben, für die sie geschrieben waren.

Raabe selber wird darüber nicht sonderlich bekümmert sein; denn einerseits hat er nie nach dem äußeren Erfolge geegirt, wie er den Modeschriftstellern des Tages zufällt, und andererseits hat er die Illusionen über die Fähigkeiten des deutschen Bürgertums so früh verloren, daß er seit seinen Jünglingsjahren einen sich allmählich verstärkenden, aber durch einen reichen Humor gemilderten Pessimismus gehuldigt hat. Er war 17 Jahre alt, als durch die Feigheit, Aechtseligkeit und Energielosigkeit des Bürgertums die 48er Bewegung so läglich Fiasko machte. Und während er vom Jüngling allmählich zum Manne reifte, lastete auf Deutschland die finstere Grabesnacht der traurigen Reaktionsjahre. Eben in dieser Zeit sagte er dem Buchhändlerberufe, den er nach vollendetem Gymnasialbesuch ergriffen, aber nicht liebgewonnen hatte, auf und bereitete sich durch mehrjährige Studien in Berlin (1854—56) auf die schriftstellerische Thätigkeit vor, zu der er den Beruf in sich fühlte. In diese Zeit fällt Raabes literarischer Erstling, die „Chronik der Sperlingsgasse“ (1857). Es ist ein köstliches Büchlein, das gleich alle Vorzüge der Raabeschen Muse in sich schließt: ergreifende Schilderung menschlichen Unglücks und Herzeleids, liebevolles Versehen in Leben und Weben der Natur, realistische Kleinmalerei und warmer Humor, der durch Thränen lächelt. Unverkennbar ist das ausländische Vorbild, der große englische Humorist Charles Dickens: selbst in dem losen Zusammenhang des Ganzen. Die politischen Geschehnisse spielen nur von ferne herein, doch genugsam, um den freibeitlichen Standpunkt Raabes erkennen zu lassen. Ergöglich ist die Abschiedsrede, die der dicke Journalist Dr. Wimmer auf den Anweisungsbefehl dem Berliner Polizeikommissarius hält: „Ich habe in Jena studiert, Herr Polizeikommissarius. Das ist eine allgemeine historische Thatsache, aber es knüpft sich Bemerkenswertes daran. Damals gab es dort einen raffiniert groben Philister, Deppe genannt, der alle Augenblicke eine sehr drastische Redensart herausdomierte, übrigens aber der Gott aller der wilden Völkerschaften: Wandalen, Hunnen, Alanen, Vio-, Mojo- und Ostgothen usw. usw. war. Berehtester Herr Kommissarius, der deutsche Student, viel zu zartfühlend, viel zu sehr von Alberts Komplimentierbuch angeköntelt, konnte unmöglich diese Redensart adoptieren. Ebensovwenig aber konnte er auch den Effekt derselben auf Pedelle, Manichäer und dergleichen Gestirben entföhren. Was that er? Er bedekte Rosen auf den Wold und sagte: Deppe! Deppe überall! Deppe konnte jeder Rector magnificus, Deppe jeder Professor, Deppe jede Professorentochter sagen. Also Herr Polizeikommissarius: Deppe!“ Nicht spähig, aber noch bezeichnender ist jene Stelle, wo die alte Witwe Karsten von der Freude ihres Namens erzählt, als das Feuer die Gedenktafel verzehrte, die von dem Heldentode seiner freiwillig eingetretenen Söhne im Jahre 1813 kündete, und die er seit langem nicht mehr ansehen konnte. „Ich weiß, warum der Meister Karsten die Tafel nicht mehr ansehen konnte!“ rief plötzlich eine klangvolle Mannesstimme, daß alle fast erschrocken aufstehen. Es war Rudolf, der Altgefelle, der sich in seinem Winkel hoch aufgerichtet hatte. „Ich auch!“ rief Bernhard, der zweite Gefelle, seinem Gefährten die Hand auf die Schulter legend. „Ich auch!“ rief Strobel aufspringend. „Wie viel Wessende noch?“ „Ich auch!“ rief der Meister. „Ich auch!“ sagte ich. „In dem Wissen liegt die Zukunft. — Gott segne das Vaterland!“ Und dann — lam die Meisterin mit den Kartoffeln!

Unser Bürgertum hat bekanntlich dies Wissen vergessen, sonst wäre es nicht auf den Bismarckschen Leim gegangen. Wie Raabe auch zu der preussischen Einigung Deutschlands durch Blut und Eisen ge-

standen haben mag, jedenfalls hat sie ihn nicht vermocht, aus der resignierten Stimmung seiner Jünglingsjahre herauszutreten. Im Gegenteil, anfast wie so viele andre Schriftsteller die Ideale der vormärzlichen Zeit nun herrlich erfüllt zu sehen und begeistert hinter Bismarcks Triumphwagen herzulassen, zog Raabe sich mehr und mehr in sein Inneres zurück. Da trug er die ewigen Ideale des Wahren, Guten und Schönen unzertrennbar, aber ohne Hoffnung, sie im Leben der Menschheit verwirklicht zu sehen; die Abneigung gegen das erbärmliche, engherzige Pfahlsbürgertum äußert sich immer unverhohlener. Es ging ihm wie seinem Kandidaten Hans Unwirth im „Hungerpastor“ (1864): „Er gehörte nur einmal zu jenen glücklich-unglücklichen Naturen, die jeden Widerspruch, der ihnen entgegentritt, auflösen müssen, die nichts mit einem Apoge beiseite schieben können. Er hatte eben jenen Hunger nach dem Maß und Gleichmaß aller Dinge, den so wenige Menschen begreifen, und welcher so schwer zu befriedigen ist, und vollständig nur durch den Tod befriedigt wird.“ Er ist ohne Hoffnung, sein Streben nach Harmonie, seinen Hunger nach dem Ideale auf dieser Welt des Alltäglichen gesättigt zu sehen, und er fühlt sich wie Hans Unwirth „täglich jenem Stear ähnlicher, welcher in Jords sentimentaler Reise an den Stäben seines Rüssigs rüttelt und jammert: „Ich kann nicht heraus! ich kann nicht heraus!“ So abgestoßen wird sein faustisches Sehnen von der einseitigen Langweiligkeit der ideallosen Philistertwelt um ihn, daß sein zweiter großer Roman „Abu Telfan“ (1867) darauf abzielt, die Gefangenschaft bei den bössartigen Regern von Abu Telfan im Lande Tummurke am Fuße des Mondgebirges sei bei weitem vorzuziehen dem Leben in der wohlgeordneten Hesibenz eines deutschen Kleinstaates.

Unsere Litteratur ist arm an bedeutenden Humoristen, auch Raabe kann man nicht, ohne in Uebertreibung zu fallen, den größten Humoristen der Weltlitteratur, Männern wie Cervantes, Rabelais, Dickens, an die Seite setzen. Aber er ist zweifellos einer der größten Meister des Komischen in der deutschen Litteratur, der größte neben Fritz Reuter, vor dem er voraus hat die künstlerische Geschlossenheit seiner Werke. Aber derselbe Raabe hat seinem „Abu Telfan“ als Motto gegeben den Ausdruck des Propheten Muhammed: „Wenn Ihr wüßtet, was ich weiß, würdet Ihr viel weinen und wenig lachen.“ Und in der That weint aus den Werken Raabes — trotz alles komischen Beiwerks — die Menschheit so bitterlich, daß sein vertrauter Freund Jensen so weit geht, seine Bücher „als epische Gestaltungen der Reflexionen Schopenhauers“ zu bezeichnen. Dieser Vergleich mit Schopenhauer hinkt nun aber ganz gewaltig. Der Schopenhauerische Pessimismus verwirft alles irdische Streben, sieht die einzige Möglichkeit der Erlösung vom Uebel und Leiden in der Verneinung des Willens zum Leben. Raabe dagegen sieht zu dem Goetheschen Wahlspruch: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“. Arbeit und Liebe ist Raabe die Parole, aus der nach ihm menschliches Glück allein entspringt. Und er steht doch auch der geschichtlichen Entwicklung nicht ganz so teilnahms- und hoffnungslos gegenüber, wie der griesgrämige Philosoph; wenigstens heißt es in der „Chronik der Sperlingsgasse“: „Verkehrt auf dem grauen Esel „Zeit“ sitzend, reitet die Menschheit ihrem Ziele zu. Horch, wie lustig die Schellen und Glöckchen am Sattelschmuck klingen, den Kronen, Tiaren, päpstliche Mützen — Mäntel und Weiberlappen bilden. Welchem Ziel schleicht das graue Tier entgegen? Ist's das wiedergewonnene Paradies? ist's das Schaffot? Die Reiterin kennt es nicht; sie — will es nicht kennen! Den Kopf dem zurückgelegten Wege, der dunkeln Vergangenheit zugewandt, lauscht sie den Glöckchen, mag das Tier über blumige Friedensauen wandern oder durch das Blut der Schlachtfelder waten — sie lauscht und träumt! Ja, sie träumt. Ein Traum ist das Leben der Menschlichkeit, ein Traum ist das Leben des Individuums. Wie und wo wird das Erwachen sein?“

Nach eins trennt Wilhelm Raabe von Schopenhauer. Der Philosoph verachtet „die Vielen“, die Massen der Völker. Der Romanschriftsteller dagegen liebt und schätzt sie. „Aus der Tiefe steigen die Befreier“ der Menschheit; und wie die Quellen aus der Tiefe kommen, das Land fruchtbar zu machen, so wird der Ader der Menschheit ewig aus der Tiefe erfrischt.“ Und anderswo: „Ein großes Stück Phantasie steckt im Volk und in der Philosophie, und damit bewegen beide alles, was sie erfassen. In den höchsten Höhen des Reiches des Geistes vermag die ungeschulte Phantasie des Volkes sich zu erheben; wieder zu den Kindern und Einfältigen kann die echte Philosophie herabsteigen. Beide vor denselben unlöslichen Fragen — Immanuel Kant, der Königsberger Professor, wie Jakob Böhme, der Görtlicher Schuster.“ Den Mühseligsten und Beladenen hat sich Raabes Auge mit großer Vorliebe und Sympathie zugewandt, Szenen aus ihrem Leben malt er meisterhaft mit der scharfen Beobachtungsgabe, die ihm eigen ist. Es sind meistens kleine Handwerker, deren Leben er schildert; denn in dem Deutschland vor vier, fünf Jahrzehnten, von dem er spricht, war das Industrieproletariat noch nicht in Massen vorhanden, wie heute. Aber wenigstens an einer Stelle im „Hungerpastor“ kommt er auf die Verhältnisse der entstehenden Großindustrie zu sprechen: wo Hans Unwirth bei dem Fabrikanten von Kohlenau im Magdeburgischen als Hauslehrer weilt:

„Es brach in der Gegend gegen Mitte des Herbstes eine böse Krankheit aus, welche viel Ähnlichkeit mit dem Hungertyphus hatte. Sehr viele Leute starben daran, sehr viele trugen ein lebenslängliches Siechtum davon, und sehr, sehr viele der Ueberlebenden befanden sich, wenn die Leichen aus den Häusern geschafft waren, in der drückendsten Not und Armut. Auch der ärmste Mensch kann

zuletzt den Hunger und die Sorge nicht mehr ertragen, und leider macht er dann keine schriftlichen Eingaben an die Behörden, sondern er schlägt mit der Faust an die Thür der Leute, welche noch etwas zu essen haben. Letzteres geschah denn auch dieses Mal an dieser Stelle. Das Murren des Arbeitervolkes wurde zur Meuterei; man demolirte ein wenig und warf sehr viele Fenster ein, man sprach davon, daß es nützlich sein würde, verschiedene Leute lebendig zu braten. Aus der nächsten Garnisonstadt rückte natürlich eine Infanteriecompagnie heran, um die Ruhe wiederherzustellen. Es kam zu einem Zusammenstoß; drei der unglücklichen Fabrikler wurden erschossen, mehrere erhielten Schuß- und Stichwunden. Die arme Eleonore lag tagelang in den bösesten Krämpfen; aber die Prinzipalin schnob Blut, wie jene sanfte Agnes, welche nach Ermordung des Kaisers Albrecht I. das Kloster Königfelden baute, nachdem ihr das Blut der Unschuldigen bis an die Waden gestiegen war. Auch der Prinzipal war sehr erobst, und mit ihm geriet Hans jetzt auf eine Art aneinander, welche die Lösung des Kontraktes, die Kündigung desselben auf Ostern zur Folge hatte. Es war aber auch dem Prinzipal nicht zu verdenken, daß er mit einem Menschen, der in Betracht solcher Vorkommnisse solche zugleich abgeschmackte und schändliche Ansichten offenbarte, nicht länger unter einem Dache leben wollte. Aber es war schon recht, — was konnte man von solch einem Hungerleider von Hauslehrer anders erwarten, als daß er die Partei der Hungerleider nehme? Wie konnte „Das“ eine eigne Meinung haben, selbst — wenn es darum gefragt wurde?“

Raabe hat nie mit dem Socialismus kokettiert, wie uns ein eifriger Verehrer seiner Muse zum Ueberflus versichert. Wir lassen ihn uns auch so gefallen, wie er ist. Auf ihn selber passen die Verse, die er seinem Hungerpastor in den Mund legt:

„Auf alle Höhen
Da wollt' ich steigen,
Zu allen Tiefen
Mich niederneigen.
Das Nah' und Ferne
Wollt' ich erkunden,
Geheimste Wunder
Wollt' ich ergründen.
Gewaltig Sehnen,
Unendlich Schweben,
Im ew'gen Streben
Ein Niergreifen —
Das war mein Leben.“

Wir wünschen ihm zu seinem siebzigsten Geburtstag, daß sein Leben noch lang genug währen möge, um ihn erlernen zu lassen, daß auch im Dasein der Völker ideales Streben sein Ziel erreichen kann. — A. Demmer.

Kleines Feuilleton.

Der Dicke und der Dünne. (Nachdruck verboten.) Zwei Fremde, der eine dick, der andre dünn, trafen sich auf dem Bahnhof der Nikolaibahn.

Der Dicke hatte soeben im Bahnhofrestaurant zu Mittag gegessen, und seine fettigen Lippen glänzten noch wie zwei reife Kirschchen. Er roch nach Sherry und Fleur d'Orange.

Der Dünne, soeben aus dem Coupé gestiegen, war mit Koffern, Bündeln und Schachteln beladen. Er roch nach Schinken und Kaffee . . . Hinter seinem Rücken wurde ein mageres Frauenzimmer mit spitzem Kinn — seine Frau — und ein langaufgeschossener Gymnasiast mit zugemuffelten Ärgern — sein Sohn — sichtbar.

„Porphiri!“ rief der Dicke, als er den Dünnen gewahr wurde. „Bist Du's? Lieber Freund, wie lange haben wir uns nicht gesehen!“

„Liebster!“ wunderte sich der Dünne. „Mitscha! Freund meiner Jugend! Wo kommst Du her?“

Die Fremde küßten sich dreimal und blickten einander mit Thränen in den Augen an. Beide waren angenehm überrascht.

„Lieber Freund!“ begann der Dünne nach dem Küssen. „Das habe ich nicht erwartet! Solch' eine Ueberraschung! Du siehst mich bloß mal ordentlich an! Immer noch solch' ein schöner Kerl wie früher! Eben solch' ein Herzbrecher und Stutzer! Ach du großer Gott! . . . Du, wie geht es Dir? Reich? Verheiratet? Ich bin schon verheiratet, wie Du siehst. . . Das hier ist meine Frau Luifa geborene Wanzenbach . . . Lutherauerin. . . Und dies mein Sohn Rafanail, Tertianer. Das, Rafanja, ist mein Jugendfreund! Wir waren zusammen im Gymnasium.“

Rafanail dachte ein wenig nach und nahm die Mütze ab. „Wir waren zusammen im Gymnasium!“ fuhr der Dünne fort.

„Erinnerst Dich noch, was Du für einen Spignamen hattest? Herostrot nannten wir Dich, weil Du mal mit der Cigarette ein Loch ins Klassenbuch gebrannt hast. Und ich hieß Epihialtes, weil ich zu pechen liebte. Hoho! . . . Was wir für Kinder waren! Fürchte Dich nicht, Rafanja! Komm doch näher. . . Und das ist meine Frau, geborene Wanzenbach . . . Lutherauerin. . .“

Rafanail dachte ein wenig nach und versteckte sich hinter dem Rücken des Vaters.

„Du wie geht's Dir denn jetzt, Freund?“ fragte der Dicke, den anderen entzückt anblickend. „Bist Du wo angestellt? Hast es weit gebracht?“

„Ich diene mein Lieber, bin schon das zweite Jahr Kollegien-Affessor und habe den Stanislausorden. Das Gehalt ist schlecht... Na, was ist da zu machen? Meine Frau giebt Musikstunden, und ich mache zu Hause Cigarrenetuis aus Holz. Vorzügliche Etuis! Verkaufe sie für einen Rubel das Stück. Nimmt jemand zehn Stück oder mehr, bekommt er natürlich Rabatt. Wir schlagen uns so durch. Ich diene, weißt Du, bisher im Departement, aber jetzt bin ich als Tischvorsteher im selben Ressort hierher versetzt. Werde jetzt also hier dienen. Na und Du? Wie gehst Dir? Vielleicht schon Staatsrat, he?“

„Nein, mein Lieber, höher hinauf!“ sagte der Dicke. „Hab's schon bis zum „Geheimen“ gebracht... zwei Sterne...“

Der Dünne wurde plötzlich ganz blaß und starr, dann verzog sich sein Gesicht zu einem breiten Lächeln, und aus seinen Augen schienen Funken zu sprühen. Er selbst zog sich zusammen, krümmte sich, wurde klein... Seine Koffer, Bündel und Schachteln schrumpften ebenfalls zusammen, wurden ruzig... Das spitze Kinn seiner Frau wurde noch spitzer, Rafanail stand stramm und knöpfte alle Knöpfe seiner Uniform zu.

„Ah, Excellenz... Sehr angenehm! Ich darf wohl sagen, der Freund meiner Jugend... und jetzt solch' ein Würdenträger geworden! Hihihi!“

„Ach laß doch!“ murmelte der Dicke, die Stirn runzelnd. „Wozu dieser Ton? Wir beide sind doch Jugendfreunde — also warum diese Devotion?“

„Ich bitte Sie... wie darf ich...“ kicherte der Dünne, sich noch mehr zusammenkrümmend. „Die gnädige Aufmerksamkeit Ew. Excellenz... wie belobender Ton... Das hier, Excellenz, ist mein Sohn Rafanail... meine Frau Luise, Lutheranerin gewissermaßen...“

Der Dicke wollte etwas erwidern, aber auf dem Gesicht des Dünnen lag so viel Ehrfurcht, Sühigkeit und ehrerbietiges Entzücken, daß dem Geheimen Staatsrat ganz übel wurde. Er drehte sich von dem Dünnen fort und reichte ihm die Hand zum Abschied.

Der Dünne drückte drei Finger, verneigte sich mit dem ganzen Körper und sicherte wie ein Chinese:

„Hi-hi-hi!“

Die Frau lächelte, Rafanail machte einen Kraxfuß und ließ dabei die Mühe zur Erde fallen.

Alle drei waren angenehm überrascht. —

Anton Tschekow.

— **Ueber die Zahl der Individuen unrer deutschen Wildarten** giebt E. M. Köhler in der „Natur“ Schätzungen, die zum Teil auf antiken Material beruhen. Das letztere ist der preussischen Statistik entnommen, und zwar den Erhebungen über den Abschuss von Wild im Königreich Preußen vom 1. April 1885 bis 31. März 1886, neueres Material liegt nicht vor. Es ergaben sich folgende (abgerundete) Zahlen gültig für ein Gebiet von 34,25 Millionen Hektar: Eschwild 9, Rotwild 15 000, Damwild 8600, Rehwild 110 000, Schwarzwild 9400, Hasen 2373 000, Kaninchen 814 000, Füchse 85 000, Dachs 5100, Fischottern 4100, Wildkaten 630, Bannwarder 5600, Steinwader 5300, Klaffe 27 000, Wiesel 24 000, Seehunde 590, Biber 17, Wölfe 4. Der Abschuss von Federwild beziffert sich wie folgt: Auerwild 400, Wirkwild 6000, Gafelwild 2250, Nebhühner 2 522 000, Wachteln 103 000, Kananen 139 600, Trappen 820, Waldschneepfe 41 300, Bekassinen 52 000, wilde Schwäne 280, wilde Gänse 3400, wilde Enten 270 000, Drosseln 1 298 000, Reiher 16 400, Nornmorane 510, Stein-, Schrei- und Goldadler 160, Seeadler 34, Fischadler 50, Uhu 190, sonstige Eulen 350, alle andern Raubvögel 119 300. Den wirtschaftlichen Wert dieses einjährigen Abschusses von Wild berechnet das Statistische Amt auf 26 Millionen Mark. Für das übrige Deutsche Reich liegen amtliche Daten nicht vor, rechnet man den Wildstand desselben im allgemeinen demjenigen Preußens nach Verhältnis der Flächengröße relativ gleich und berücksichtigt man gewisse Nebenumstände, so muß man nach Köhler die für Preußen erhaltenen Zahlen mit 1,75 multiplizieren, um die für das ganze Deutsche Reich gültigen zu erhalten. Hiernach würde der Abschuss von Rotwild im letzteren 23 000 Stück jährlich betragen, eine Zahl, die Köhler auch heute noch für annähernd richtig hält. Die Gesamtzahl des im Deutschen Reich vorhandenen Rotwilds schätzt er auf 100 000 Stück, die des lebenden Damwildes auf 60 000, des Schwarzwildes auf 80 000. Zugenommen an Zahl haben nach seiner Ansicht in den letzten 15 Jahren Hasen, Nebhühner und Kananen. Die Zahl der Hasen in einem normalen Hasenjahre beziffert er auf 6—7 Millionen, die der Nebhühner auf 8 Millionen. Dagegen hat das Raubzeug in allen seinen Arten entschieden abgenommen. Die heute vorhandene Zahl der Füchse läßt nach Köhler auf einen Bestand von keinesfalls über 200 000 Stück schließen; auch die Warberarten und die Raubvögel haben in den letzten Jahrzehnten entschieden an Zahl abgenommen. —

— **Teltower Rüben.** Obergärtner A. Silva schreibt in der Wochenchrift „Merkur“: Die Teltower Rüben gehören zu denjenigen unrer Kuppflanzen, die als Vor- oder Nachfrucht, also sowohl vor Vespflanzung des Landes mit der Hauptfrucht, wie auch nach Abkrümung derselben gebaut werden können. Von allen Wurzelgewächsen ist es eins der zartesten und schmackhaftesten und zum eigenen Bedarf ein lohnendes Produkt. Die Kultur ist einfach. Sie macht wenig Mühe, ist aber

leider an örtliche Verhältnisse gebunden und deshalb nicht allenthalben durchführbar. Man muß vorzugsweise die richtige Auswahl des Bodens und den zum Gedeihen notwendigen dünnen Stand der Saat beachten. Als echtes Kind der Mark verlangt das Teltower Rübenchen einen nahrhaften, nicht frisch gedüngten Sandboden, womöglich in zweiter Tracht. Derselbe muß mäßig feucht sein und darf keine eisenhaltigen Bestandteile führen.

Es giebt zwei Aussaatzeiten: eine im Frühjahr, zu Anfang Mai, eine andre im Herbst, in den ersten Tagen des August. Man säet auf reinem Boden breitwürfig, auf unreinem, zur Erleichterung des Hackens, reihenweise. Die Herbstsaat ist der Frühjahrssaat entschieden vorzuziehen, Kartoffeln, Erbsen, Bohnen sind gute Vorfrüchte. Die Pflege der jungen Rübenpflanzen besteht in sorgfältigster Reinigung des Bodens. Man hade jedoch nicht zu oft und jäte lieber, weil die Rüben, die nur damente stark sein müssen, durch vieles Hacken leicht größer werden, als erwünscht ist, und an Wert verlieren. Im Monat November werden die Rüben bei trockenem Wetter herausgenommen, durch die Entfernung des Krautes für den Verbrauch zubereitet. Man muß daselbe mit möglichster Schonung einen Centimeter über der Rübe abschneiden, da verlegte Rüben oft holzig werden. —

Aus dem Tierleben.

— Die Mauser der Kanarienvögel. Die Zeit der Mauser der Kanarienvögel ist gekommen, und um seine Pfleglinge gut durch diese zu bringen, ist es vor allem nötig, ihnen eine kräftige und zweckmäßige Nahrung zu reichen. Man reiche den Kanarienvögeln das in den Vogelhandlungen unter dem Namen „Singfutter“ erhältliche Futter, reiche ihnen außerdem Vogelbiskuit, Sepia zur Federbildung und von Zeit zu Zeit hartgekochtes Hühnerrei. Dem Bauer weise man einen von der Morgensonne beschienenen Platz an, hüte die Vögel aber ängstlich vor Zug. Badewasser ist nur bei warmem Wetter zu reichen, da die wenigen Federn den Körper zu wenig bedecken und der Vogel bei kälterem Wetter sich leicht erkälten könnte. Das unnütze Umhertragen des Käfigs vermeide man so viel wie möglich, da durch das hierdurch hervorgerufene Flattern die Neubildung der Federn gehindert wird. Den manjenden Kanarienvogel bringe man nicht in Gesellschaft von singenden Waldvögeln, Hänflinge, Stiegalige, Zeisige zc. Sollte ein junger Kanarienvogel in der Mauser sein Lied vergessen, was keineswegs zu den Seltenheiten gehört, so muß derselbe zu einem Vorschläger seiner Art gebracht werden. — (Hans, Hof u. Garten.)

Humoristisches.

— **Vielfagend.** Ein Mann wurde mit seinem Weibe auf offener Straße handgemein. Ein Freund der Familie, der dieser sowie manchen ähnlichen Meinungsverschiedenheiten des zärtlichen Paares beigewohnt hatte, sollte darüber Zeugenschaft ablegen; er wurde gefragt: „Waren Sie beim Beginn des Kampfes zugegen?“ — „Ja, vor zwei Jahren?“ — „Wieso vor zwei Jahren?“ — „Ich war ihr Trauungszeuge?“ —

— **Wohlfahrt. Advokat:** „Ich habe nächste Woche einen Wilderer zu verteidigen!“

Nachbar: „Aha; daher kommt immer ein so guter Geruch aus Ihrer Küche!“ —

— **Unangenehm.** „... Haben Sie mit Ihrer Gedächtnislehre schon Erfolge erzielt?“

„Leider nicht; mein erster Schüler hat am Schlusse ver-gessen, den Unterricht zu bezahlen!“ — (Fleg. Bl.)

Notizen.

— Hermann Sudermanns neues Drama heißt „Es lebe das Leben“, nicht „Glück“, wie erst angegeben worden war. —

— Geijermans Seesild „Die Hoffnung“ wird am 29. September als erste Novität des Deutschen Theaters in Scene gehen. —

— Noch ein „Edler“! Der Schriftsteller Ernst Edler von der Planitz will in Berlin ein „Maysoden-Theater“ gründen. —

— Ziehers Operette „Die Landstreicher“ hatte bei der Aufführung am Gärtnerplatz-Theater in München einen durchschlagenden Erfolg. In Berlin wird das Stück am 19. September zum erstenmal am Friedrich Wilhelmstädtischen Theater in Scene gehen. —

— Mädchenlied und Tanz der Salome, Max Marschalls Musik zu Sudermanns „Johannes“, ist in Verlage „Dreikilien“ erschienen. —

— Zur Wiederherstellung der zerstörten Figuren des New Yorker Seine-Denkmal's hat die Stadt New York 3000 Dollars bewilligt. —